

Die katholische Kirche in Novosibirsk im April 1992

Eine Momentaufnahme

Hauptstadt Sibiriens, im Eiltempo gewachsen auf 1,8 Millionen Einwohner binnen knapp 100 Jahren, großräumig, großflächig angelegt, Kriegsindustrie, monoton Fabrikgebäude, noch monotonere Wohnblöcke, düster, schmutzig. Kein Zauber, kein Flair, nur die relativ wenigen sibirischen Holzhäuser – meist in miserablen Zustand – und der riesige Fluß Ob, der die Stadt durchschneidet, lassen eher schlußfolgern als ahnen, daß hier Sibirien ist. Der Boom ist vorüber, es gibt wenig Arbeit und die groß angelegte Universität, eine ganze akademische Stadt, gegründet für naturwissenschaftliche Forschung, hat nur noch 5000 StudentInnen. Es ist kein Geld da für Forschungsprojekte. Das „Pädagogische Institut“ hingegen wächst, hat 10 000 Studenten und wird im Juni 1993 zur Universität erhoben. Die wirtschaftliche Situation ist dadurch gekennzeichnet, daß es zwar einiges an Lebensmitteln in den Läden zu kaufen gibt, aber alles ist so teuer, daß der größte Teil der Bevölkerung es nicht kaufen kann. Jeder ist darauf angewiesen, Nebenerwerbe zu suchen, die eigene Habe zu verkaufen oder von freundlichen Mitmenschen etwas geschenkt zu bekommen. Wahrscheinlich geht es in manchen Fällen irgendwie; gleichwohl herrschen Not, Hunger und Elend, Krankheit und viel Leid. Jeder Mensch, der mit offenen Augen und Ohren durch den Tag geht, kann Situationen erleben und Berichte hören, die ihn zutiefst erschüttern.

Die katholische Kirche, die in Novosibirsk vor 90 Jahren entstand und in den dreißiger Jahren vernichtet wurde, hat seit 1985 wieder ein kleines Kirchlein (errichtet hauptsächlich von den Wolgadeutschen) und ist „registriert“, d. h. sie hat eine Hausnummer. Täglich gibt es zwei Messen: vormittags in deutscher, abends in russischer Sprache. Besonders sonntags quillt der Kirchenraum über. Winzig ist die Sakristei und winzig das Wohnzimmerchen, wo sich alles abspielt: Gespräche, Beratungen, Vereinbarungen, Büro, Telefon, für Diskretion keine Möglichkeit, jeder ist schon froh, so viel Platz zu finden, wie der eigene Körper braucht, um stehen zu können, und keiner ist ungehalten oder gereizt. Im Keller gibt es drei ebenso winzige Holzverschläge, dort versammelt sich die Jugend, dort gibt es Katechese und Festvorbereitungen; meist steht die Hälfte der Anwesenden auf der hölzernen Kellertreppe, damit die andere Hälfte sich unten bewegen kann. Irgendwann wird dann gewechselt. Pfarrer war sechs Jahre lang ein junger litauischer Franziskaner, Pawel Bitautas. Er ist seit kurzem wieder in Litauen und an seiner Stelle arbeitet nun Guido Trezzani, ein – auch junger – Franziskaner aus Italien. Ein weiterer älterer Franziskaner aus Polen hilft mit. Bischof Joseph Werth, Jesuit, noch keine 40 Jahre alt und wolgadeutscher Abstammung, wohnt seit Juni 1991 zusammen mit einem Mitarbeiter in gemieteten Zimmern in Novosibirsk, bis jetzt ist das Kirchlein seine Kathedrale und seine Diözese reicht vom Ural bis zum Pazifischen Ozean. Zunehmend hört man von Pfarreien, die irgendwie entstehen. Menschen sind da, die mithelfen, so gut und soweit sie können: Priester, Diakone, Laien. Sie bleiben einige Wochen, Monate, vielleicht auch

Jahre und kommen aus der ganzen Welt, hauptsächlich aus Europa. Und doch sind es ihrer immer noch zu wenige.

In Novosibirsk und in den Städten im weiteren Umkreis arbeiten die „schwarzen Schwestern“, Dienerinnen vom Eucharistischen Heiland, deren Gemeinschaft 1923 in Litauen gegründet wurde, und die „weißen Schwestern“, zwei Indierinnen, eine Italienerin und eine Polin aus der Gemeinschaft der Mutter Teresa. Es ist schwer zu sagen, wer was macht. Klar ist, daß sich die Schwestern von Mutter Teresa um die Ärmsten der Armen kümmern. Deren gibt es genug. Diese Menschen hausen zwar nicht, wie in Lateinamerika, in Favelas an stinkenden Fluß- oder Meeresrändern in windschiefen Bruchbuden aus Pappe, Blech und Holz oder auf der Straße, aber, nicht minder elendig, in der Bahnhofshalle, in Schuppen und Winkeln, sogar auch auf der Straße, meist hilflos dem Sterben ausgeliefert. Die übrigen vier, fünf Schwestern versuchen Kinder- und Jugendarbeit, übernehmen Katechese und Hausbesuche, versuchen, in Schulen präsent zu werden und kümmern sich vor allem um den Aufbau pastoraler und sozialer Arbeit dort, wo neue Pfarrstellen entstehen, z.B. in Tomsk, der alten Hauptstadt Sibiriens, gegründet 1604. Seit kurzem ist dort wieder eine katholische Pfarrei entstanden. Dort werden Liturgie und Gottesdienstgestaltung besonders gepflegt und viele Laien arbeiten engagiert mit. An den Hochschulen herrscht reges Interesse für das christliche Gedankengut. Unter den neu entstandenen Pfarreien der Diözese ist vielleicht besonders Magadan (am ochotzkischen Meer) – von Novosibirsk fast so weit entfernt wie München – zu erwähnen. Bis vor kurzem war die Stadt „geschlossen“, allen Besuchern verboten; wie ihre Einwohner sagen, liegt sie auf Zehntausenden von Leichen politisch Verbannter.

In der Stadt Novosibirsk soll nun eine – relativ kleine – Bischofskirche gebaut werden und ein kleines „Sozialzentrum“ (mit Unterkünften für Alte und elternlose Kinder). Das alles geht, den Umständen entsprechend, sehr langsam, zögern und mit ständigen Schwierigkeiten und Behinderungen vor sich. Viele engagierte Laien, die freiwillig mitarbeiten, leisten dabei großartige Dienste.

Das katholische Kirchlein ist ein Hauptanziehungspunkt für Menschen jüngeren und mittleren Alters. Sie kommen einfach und sind da, Begegnungen und Beziehungen sind ihnen sehr wichtig und die Atmosphäre, in der das alles sein darf, die Feste, das Feiern und schließlich und erstlich Gott, der ja zum Menschen sagt. Darüber hinaus hat das Kirchlein auch das Interesse des Fremdenverkehrsamtes gefunden. Immer wieder kann man erleben, daß in der Nähe ein Bus steht, bzw. daß eine Gruppe ins Kirchlein kommt, dort und in den winzigen Räumen herumschaut und was wissen möchte. Verständlich ist ja, daß man alles sucht, was man eventuell Besuchern zeigen kann, denn Novosibirsk hat kaum was zu zeigen. So ist die katholische Kirche vielleicht so etwas wie ein Kuriosum; allerdings, wenn die Jugendlichen der Pfarrei einer westeuropäischen Jugendgruppe Rede und Antwort stehen, dann ereignet sich fast so etwas wie eine Katechese – für die Besucher.

Wer mit Bildung und Kultur in Novosibirsk zu tun hat, ist meist interessiert an Philosophie, vor allem an christlicher, neuzeitlicher und gegenwärtiger Philoso-

phie. Die Leute fragen, sie denken über alles nach, sie wollen kreativ sein, sie aktivieren ihre Intelligenz und setzen sie ein. Sie freuen sich über jeden Besuch, über jeden Austausch und – über Bücher; besonders über philosophische. Mehrere Leute können in Fremdsprachen lesen; darauf sind sie jetzt angewiesen, denn in der eigenen Sprache gibt es diese Literatur ja nicht. Es ist erstaunlich, wie groß der Hunger nach Bildung ist (er hat neben dem Hunger nach Essen auch noch Platz) und wie groß die Bereitschaft, für diese Bildung große persönliche Opfer zu bringen.

Schon das normale alltägliche Leben ist sehr hart. Der Besucher merkt das selbst ganz schnell, obwohl er in vieler Hinsicht wesentlich besser dran ist als jene, die hier ständig wohnen und leben. Solche Härten: nachts und morgens hat es etwa minus 18 Grad. Der Boden, die Wasserseen am Boden, die halbmetertiefen Spurrinnen und Löcher auf der Straße sind spiegelnd gefroren. Zu gehen ist nur mit 20-cm-Schritten möglich. Meist beginnt es morgens horizontal Eisnadeln zu regnen, begleitet von einem Sturm, der Aufmerksamkeit, auf den Beinen zu bleiben, verlangt. Dann kommt kein Bus. Und wenn er kommt, ist er überladen und fährt vorbei. Man stoppt jedes Auto, oft vergebens. Es ist klar, daß kein Fahrzeug, sei es öffentlich oder privat, etwas anderes an den Rädern hat als total abgefahren Sommerreifen. Eine halbe Stunde steht man so oder vielleicht länger; bei jedem Umsteigen wiederholt sich dasselbe, und es sind mindestens 2½ Stunden vorbei, ehe man in der Universität eintrifft; für viele dauert es wesentlich länger. Nachmittags oder abends beim Heimfahren spielt sich dasselbe ab. Mittags, wenn es aufklart, verwandelt sich alles Eis in Wasser, die Sonne kommt hervor, die Temperatur steigt auf plus 12 Grad und man schwitzt gewaltig. Abends kommt wieder der Frost. Mit Essen ist nicht viel drin, mancher hat ein Brot, die meisten essen nur abends etwas. Wenn es ans Einkaufen geht, kommt die nächste Not. „Nur zum Schauen geh ich in den Laden“, sagte eine Frau. „Kaufen kann ich mir nichts von dem, was da ist.“ Und: nach wie vor muß sich der Mensch alles, was er so im Alltag benötigt, mit großer Mühe oder hintenherum beschaffen und überall wird er angeschnauzt, beschimpft, fertiggemacht, und zwar von denen, die irgendein „Amt“, sprich irgend eine Macht (über andere) haben. Manche Zustände sind ganz und gar wie ehedem. Z. B. im Krankenhaus: hinterer Hausflur, Parterre, alles schwarz und schmutzig. Leute, die draußen gewartet haben mit kleinen Päckchen in der Hand, werden mürrisch und schimpfend hereingelassen. Sie stehen herum. Oben in den Stockwerken wird ausgerufen, wer von den Kranken gehen kann, soll herunterkommen, Besucher seien da. Dann kommen sie, in Socken oder Pantoffeln, kaum was am Leib, in den kalten, zugigen, schmutzigen Hausflur, in dem es kaum Sitzgelegenheiten gibt, und begrüßen ihre Lieben, die ihnen vielleicht ein wenig Kohluppe mitgebracht haben. Und das im besten Krankenhaus der Stadt, in das man nur mit Protektion hineinkommt. Es ist eine Schande.

Kirche als Volk Gottes hat es hier schwer, denkt der Gast, weil so wenig da ist, was wirklich froh macht. Es ist großartig, hier im Volk Gottes zu leben, denkt der Einheimische, denn das Licht, das in solcher Finsternis brennt, leuchtet umso heller.

Helga Modesto/Pietro Modesto, München